



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem Arzte: Der Arzt und der Kranke.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Arzt und der Kranke.

Von einem Arzte.



Das Verhältnis zwischen dem Arzte und dem Kranken zeigt ein sehr verschiedenes Gepräge: je nach der Dauer, nach der Gunst oder Ungunst der Verhältnisse, vor allem aber nach dem Wesen der beteiligten Personen kann es sich von kühler, geschäftlicher Auffassung durch freundliches Interesse hindurch bis zu der Höhe entwickeln, wo tiefes gegenseitiges Verständnis und felsenfestes Vertrauen beide Teile mit einander verbindet. Gibt es nicht ein einzig richtiges Verhältnis? In der Vorstellung wohl, allein in der Wirklichkeit wird es durch eine Menge äußerer Umstände bedingt und in gewisse Grenzen gewiesen, sodaß es sich innerhalb derselben oft nur in unvollkommenem Maße ausbilden kann. So wird ein Reisender, der wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit den Rat eines Arztes begehrt, zufrieden sein, wenn sein Fall medizinisch richtig angefaßt worden ist. Beide sehen sich in ihrem Leben vielleicht nie wieder. Fester Beziehungen bilden sich zwischen dem Arzte einer Krankenkasse und deren Mitgliedern, aber die Art der geschäftlichen Abmachung steht nur zu oft einer erfreulicheren Entwicklung entgegen. Die Verabredung einer bestimmten Entschädigung für die im voraus nicht bestimmbareren ärztlichen Leistungen begünstigt auf beiden Seiten die unzufriedene Vorstellung, übervorteilt zu werden. Die Kasse hat das Bestreben, das Honorar herunterzudrücken, während die Mitglieder sich auf Grund der gezahlten ein oder zwei Mark das ganze Jahr für berechtigt halten, die Hilfe des Kassenarztes ausgiebig und oft recht rücksichtslos in Anspruch zu nehmen. Wie einseitig oft nur der Vorteil der Kasse ins Auge gefaßt wird, lehrt mich folgendes Vorkommnis in einer Krankenkassensitzung. Sämtliche Ärzte hatten die Übernahme der Behandlung der Kassenmitglieder wegen zu geringer Besoldung abgelehnt, nur ein Spottvogel erbot sich, auf jegliches Honorar zu verzichten, wenn man ihm die baar ausgelegten Fuhrkosten für die Landbesuche erstatten wolle. Dieser Vorschlag wurde ergötlicher Weise auf der andern Seite ernst genommen und — zurückgewiesen, weil das für die Kasse unerschwinglich sein würde. Man appellirt an die Humanität der Ärzte. Warum auch nicht? Haben wir doch von hoher Stelle das bittere Urteil hören müssen, das Zusammenwirken der Ärzte zur Erzielung einer auskömmlichen Besoldung von seiten der Krankenkassen sei mit den idealen Pflichten unsers Berufes nicht vereinbar. Hier ist der Angelpunkt. Humanität, menschliches Mitgefühl und opferfreudiges Handeln sind

Grenzboten I. 1888.

eine so unerläßliche Bedingung, ja ich möchte sagen ein so wesentlicher Teil unsers ärztlichen Berufes, daß jemand, der nicht in diesem Sinne ein guter Mensch ist, auch kein guter Arzt sein kann. Ein andres ist es aber, als Arzt sich dieser humanen Pflicht bewußt sein, ein andres, aus Sparsamkeit darauf pochen, als wenn der Arzt von ihrer Erfüllung unter Zugabe frischer Luft und körperlicher Bewegung auch sein leibliches Dasein zu fristen imstande wäre. Es giebt nur wenige Ärzte, die von ihren lebenslangen Opfern an körperlicher und geistiger Kraft entsprechende Einnahmen haben. Wir alle leisten aber trotzdem unaufgefordert alljährlich auf ungezählte Summen Verzicht und haben deshalb längst aufgehört, unsern Beruf als einträglich zu betrachten. Einem braven armen Manne, der sich sträubte, den Rat eines Arztes unentgeltlich anzunehmen, gab dieser Arzt die tröstliche Versicherung, die nächste Baronin, welche in sein Sprechzimmer käme, würde dafür das Doppelte bezahlen. Leider wird nur nicht jeder arme Mann von einer Baronin abgelöst. Am schlimmsten gestaltet sich die Lage, wenn ein Arzt hauptsächlich auf die Kassenpraxis angewiesen ist. Der Umfang seiner Thätigkeit dehnt sich dann unübersehbar so lange aus, bis die Menge ausreicht, seinen und seiner Familie Unterhalt zu bestreiten. Seine Sprechstunde ist überfüllt, in schnellstem Tempo müssen die Hausbesuche erledigt werden. Man kann ihn unter solchen Umständen wirklich kaum der Pflichtversäumnis zeihen, wenn er seine Gänge auf das Notwendigste beschränkt, sein Tagespensum mit eilendem Schritt und hastenden Gedanken erledigt und alles scheut, was seine Zeit und sein Nachdenken in besonderm Grade zu beanspruchen droht. Das fühlen auch die Kassenmitglieder bald heraus. Sind diese Leute ohnehin geneigt, das ihnen auf allgemeine Kosten gelieferte gering zu schätzen und gelegentlich einen frei gewählten Arzt zu bevorzugen, so machen die geschilderten Verhältnisse sie vollends mißtrauisch gegen den verordneten Ratgeber. Das sind keine gesunden Zustände. Der Kassenarzt entzieht sich ihnen, sobald eine günstigere Gestaltung seiner Gesamtlage es ihm gestattet, ein — womöglich im Submissionsverfahren mindestfordernd gebliebener — Neuling tritt an seine Stelle, und es folgt eine neue Variation des alten Liedes. Oder will man es dem Abgehenden verargen, daß er die aufreibende, menschlich, wissenschaftlich und pekuniär gleich unbefriedigende Stellung verläßt, sobald er kann? Ein Geistlicher findet kein Bedenken darin, die magere Pfründe mit einer auskömmlicheren zu vertauschen, um die Pflichten gegen sich und seine Familie erfüllen zu können. Den Schaden haben aber schließlich die Kassenmitglieder zu tragen. Eine Besserung ist nur von besserer Bezahlung der Kassenärzte zu erwarten, denn ein vornehmeres Mittel, um das ärztliche Interesse zu gewinnen, besitzen die Kassen nicht; die Mahnung aber müssen sie beherzigen: das Interesse, auf welches ihr Anspruch habt, erwerbt es, um es zu besitzen.

Ich habe etwas länger bei diesen Einrichtungen verweilt, weil sie in neuester

Zeit eine so gewaltige Ausdehnung gewonnen haben, und das Mißliche derselben eine anhaltende Bewegung in den ärztlichen Kreisen hervorgerufen hat. Neigung und Gewohnheit legen mir aber eine Betrachtung der freien ärztlichen Thätigkeit näher.

Die Sitte des Hausarztes, welcher, von dem Vertrauen seiner Klienten getragen, in jeder Krankheit und in manchen andern wichtigen Lebensfragen um seinen bewährten Rat angegangen wurde, welcher, mit den Gewohnheiten des Hauses, der körperlichen und geistigen Verfassung jedes Familiengliedes vertraut, mit liebevollem Interesse, mit Muße im schönen Sinne dieses Wortes jedes Vorkommnis in diesem Kreise verfolgend, Krankheit und andres Ungemach abzuwehren und zu mildern bestrebt, in dieser vertrauten Stellung zum Hause sich oft noch auf das folgende Geschlecht vererbte — diese gute alte Sitte hat vor allem Sefthaftigkeit, eine gleichmäßige Auffassung der Dinge und eine gewisse Neigung zum Beharren in den verschiedenen Beziehungen des Lebens zur Voraussetzung. Je mehr diese Bedingungen in unsrer äußerlich wie innerlich unruhigen Zeit schwinden, desto mehr wandert auch der Hausarzt zu den veralteten Gewohnheiten. Man wählt heute einen Arzt am Orte der neuen Niederlassung, weil gute Freunde ihn als tüchtig und liebenswürdig empfehlen, vielleicht auch nur, weil ihn der Hausherr in der Kneipe als „famosen Kerl“ kennen gelernt hat. Unerfreulicher sind die geschäftlichen Rücksichten, welche in kleinen Städten häufig den Ausschlag geben: der Schneider, der Fleischer, der Bäcker, von denen die Familie des Arztes ihren täglichen Bedarf bezieht, fühlt sich verpflichtet, sich in Krankheitsfällen an diesen zu wenden, wechselt den Arzt aber natürlich ohne großes Bedenken, um auch einem andern Kunden einmal „sein besondres Vertrauen“ zu beweisen. Nicht selten sind auch die wirklich oder vermeintlich geringen Ansprüche dieses oder jenes Arztes maßgebend. So etwas ist doch in unsern anständigen Kreisen unmöglich! wird mancher Leser denken. Darauf will ich zweierlei erwiedern. Ich mußte einmal in einer „distinguirten“ Abendgesellschaft Ohrenzeuge sein, wie der Wirt im Laufe des Gespräches seinen Arzt wegen dessen kolossal billiger Rechnungen einigen Gästen in empfehlende Erinnerung brachte. Sodann aber möchte ich wohl, daß auch die Leser dieser Zeitschrift, welche sich von derartigen Beweggründen frei fühlen, hiervon und von andern unliefsamen Erscheinungen Kenntnis nähmen, nicht um gerade ihnen ins Gewissen zu reden, sondern damit sie in Rücksicht auf solche außerhalb ihres engern Gesichtskreises liegenden Verhältnisse einen Arzt, der alledem ausgesetzt ist, gelegentlich mit noch etwas freundlicherem Wohlwollen beurteilen.

Wer nach reiflicher Überlegung einen Arzt gewählt hat, halte an ihm möglichst fest und lasse sich in seinem Vertrauen nicht gleich durch jedes unerwünschte Vorkommnis erschüttern. Vertrauen ist eine feine Sache, es läßt sich nicht kaufen und wechseln wie eine Waare, es will erworben, gepflegt und be-

wiesen sein, wenn es erwiedert werden soll. „Ich habe mein ganzes Vertrauen auf Sie gesetzt,“ sagt wohl ein Bäuerlein im Sprechzimmer zum Arzte, verschweigt aber, daß er sich mit der nämlichen Redensart wegen desselben Leidens vor kurzem auch bei zwei andern Kollegen eingeführt hat. Das Vertrauen, welches einem Arzte durch seine Berufung stillschweigend entgegengebracht wird, muß sich erst bewähren, ehe es auf seinen Namen wirklich Anspruch machen kann. Und der Arzt muß seinerseits nun auch erst Vertrauen zu seinem Kranken gewinnen. Nur wenn auch dies gerechtfertigt ist, wird er seine Anordnungen mit der Überzeugung treffen, daß sie unbedenklich ausgeführt werden, wird er in seinen Maßnahmen viel weitergehende Anforderungen an die Krankenpflege stellen, über Diagnose und Prognose ein freieres Wort sprechen können, als wenn er fürchten muß, daß alle seine Vorschriften doch nur lässig aufgefaßt werden, und seine Äußerungen einer kittelnden Beurteilung anheimfallen, sobald der Erfolg nicht sofort den gemachten Aussichten entspricht. Der Erfolg! Voller wissenschaftlicher Erfolg ist nur der, welcher genau so und nicht anders gewollt war und als das notwendige Ergebnis der vorliegenden Verhältnisse und unsrer bewußten Eingriffe auftritt. In dieser Reinheit sehen wir ihn fast nur im Experiment der exakten Naturforschung. Die auf das Praktische angewendete Heilkunde muß oft zufrieden sein, das annähernd zu erreichen, was sie erstrebt, und auch am erreichten Ziele stehen ihre echten Jünger noch mit kritischem Zweifel in der Brust, wieviel davon ihrer Kunst, wieviel der ihrer Einwirkung entzogenen natürlichen Entwicklung der Dinge zu verdanken sein möchte. Wenn nun der ehrliche Arzt einem glücklichen Ausgange gegenüber mit bescheidenem Sinne das Maß seines Verdienstes eher zu verkleinern als zu vergrößern geneigt ist und bei übeln Vorgängen mit folterndem Grübeln auf etwa begangene Fehler fahndet, sollte es da nicht billig sein, wenn bei ungünstigem Verlauf einer Krankheit der Kranke und seine Angehörigen in ihrem Urteil vorsichtig sind? Vermögen sie den rätselhaften Zusammenhang richtiger zu erklären? Aber wie oft triumphirt doch das laienhafte Besserwissenwollen und die Genugthuung, einen vermeintlich Schuldigen bezichtigen zu können! Wenn mancher wüßte, wie thöricht sich seine vagen Annahmen und Behauptungen ausnehmen, die natürlich umso sicherer auftreten, je weniger Kenntnisse ihnen zu Grunde liegen, würde er sich ihrer wohl enthalten. Der Arzt erkennt bei seinem Kranken eine weit vorgeschrittene Lungenschwindsucht, schweigt aber darüber aus nahe- liegender Rücksicht. Der kluge Kranke erklärt unverzagt: „Ich muß mich entschieden erkältet haben,“ und fühlt sich in dauernd unzufriedenem Gegensatz zu seinem Arzte, welcher der augenscheinlichen Entstehungsursache in seiner Behandlung so gar keine Bedeutung zugestehen will. Oder eine fieberhafte Erkrankung entwickelt sich in acht Tagen zu einem Typhus. Da heißt es im Familienrat: „Der Doktor hat es aber im Anfange auch zu leicht genommen, erst nach acht Tagen hat er die Krankheit richtig erkannt. Tante Ida hat

doch auch gesagt, der Zustand wäre ihr gleich nicht recht geheuer vorgekommen. Und dann die eiskalten Umschläge! Bei dem Dienstmädchen von nebenan hat der Doktor X. warme Umschläge machen lassen, und die war nach drei Tagen wieder gesund. Wir wollen doch lieber einmal zu Doktor X. schicken.“ Ein beginnender akuter Gelenkrheumatismus macht nach sachgemäßer Behandlung schon in zwei Tagen einer vollständigen Genesung Platz. „Ach, heißt es da, unser guter alter Sanitätsrat ist auch immer gleich zu ängstlich, es war wohl kaum so schlimm und wäre auch gewiß ohne die scheußliche Salicylsäure wieder gut geworden, zumal da ich von vornherein ordentlich zum Schwitzen eingenommen hatte.“ Ein Kind wird von schwerer Diphtheritis aufs Krankenlager geworfen, Mutter und Arzt teilen sich in die Sorge um den Liebling, die tückische Krankheit weicht, man atmet auf. „Dem Himmel sei Dank, ruft die fromme Mutter, der liebe Gott hat meine Gebete erhört.“ Sehr wohl — aber wenn der Tod das Kind hinweggerafft hätte, wäre der Arzt dann auch leer ausgegangen, oder würde er doch irgend ein Mittel unversucht gelassen zu haben scheinen?

Man erweist im täglichen Leben so manchem fremden Menschen Höflichkeit aller Art, findet im Verkehr hier ein ermunterndes, dort ein verbindliches Wort, welches so manchen rauhen Weg ebnet. Sollte der Arzt, der in der Erfüllung seines Berufes mit so viel unfeinen und ungefügen Elementen sich abmüht, nicht darauf rechnen dürfen, für diese rauhe Arbeit durch die Wohlthat doppelt angenehmer Formen in den gebildeten Familien etwas entschädigt zu werden? Ist es doch für den Arzt wie ein erfrischender Thau, wenn er einmal am Krankenbett verständige Auskunft, vertrauensvolle Auffassung, bescheidenes Sichfügen und am Ende einen dankbaren Blick oder Händedruck empfängt. Wir Ärzte stehen stündlich vor ungelösten Rätseln und vor der Unzulänglichkeit unsrer Kunst und sind doch auch nur Menschen. Ein Erfolg, den wir mit gutem Gewissen unsrer Hilfe zuschreiben dürfen, verleiht unsrer Seele Flügel. Kein überschwängliches Lob vermag uns höher zu erheben, wohl aber kann ein freundlich anerkennendes, ein dankbares Wort uns erfreuen und uns von neuem für eine Reihe von Verdrießlichkeiten stärken.

Steht es so, dann gedeiht auch das Vertrauen des Arztes zum Kranken, dann gehört dem Kranken sein volles Interesse, und nie wird man den Arzt vergebens rufen, ihn nie verstimmt kommen sehen, auch wenn man zu un= bequemster Stunde seiner Hilfe begehrte. Und stellt sich einmal ein Mißverständnis oder ein Zweifel in die Tüchtigkeit des Arztes ein, man gebe ihn nicht gleich auf; gesetzt, eine geschicktere Hand, ein klarerer Blick könnte aus der Not helfen, so bedenke man doch, daß der immer wachsame freundliche Berater nicht sobald ersezt ist. Ein verständiger Arzt wird aus freiem Antriebe um die Befragung eines Kollegen bitten, wenn er Hilfe braucht, seine Verantwortung zu teilen oder den Kranken und seine Umgebung zu beruhigen wünscht. Hält

man aber auf Seiten des Kranken die Zuziehung eines andern Arztes für nötig, so sei man offen und erkläre es frei heraus. Nichts ist verletzender, als der verheimlichten Thätigkeit eines neuen Ratgebers auf die Spur zu kommen, während die freimütige Beratung zweier Sachverständigen nur eiteln Ärzten peinlich sein kann. Übrigens will ich nicht verschweigen, daß bei solchen Befragungen, die nicht vom Wunsche des Arztes ausgehen, selten viel herauskommt. Es handelt sich dann meistens um schwere, hoffnungslose Fälle, welche weniger der Diagnose als der Behandlung hartnäckige Schwierigkeiten bereiten. Der zweite Arzt kommt, untersucht und gelangt zu demselben Ergebnis; für die Kenntnis des Vorangegangenen ist er gewöhnlich auf die Mitteilungen seines Kollegen angewiesen. Vielleicht hätte er ein andres Arzneimittel vorgezogen, aber ohne bessere Aussichten daran knüpfen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß bei etwas Hartnäckigkeit und etwas Nachgiebigkeit auf beiden Seiten das Ergebnis der Beratung sich in diesem Parallelogramm der Kräfte auf der üblichen Diagonale bewegt. Aber soll man nicht einen „Spezialisten“ zuziehen? Aus der allgemeinen Medizin sind im Laufe der Zeit so viele Spezialwissenschaften hervorgegangen, daß fast jeder Kranke seine Hoffnung auf eine derselben setzen kann. Es ist ja kein Wort über den Segen zu verlieren, den die gesteigerte Kenntnis und Erfahrung eines Spezialisten zu stiften vermag. Aber auch hier soll vor allem Offenheit herrschen. Der Kranke soll sich mit seinem Arzte beraten, ob ein Spezialarzt zu wählen sei und welcher. Das scheint selbstverständlich, und doch wird mit der Befragung von Spezialisten hinter dem Rücken des behandelnden Arztes recht viel Unfug getrieben. Mit welchen Kleinigkeiten werden diese Herren oft belästigt! Es ist, als wenn man den kleinsten Diebstahl vor das Forum des Reichsgerichts ziehen oder für den Bau einer Feldscheune ein Gutachten der Akademie für das Bauwesen einholen wollte. Der befragte Professor lächelt, er weiß, daß er in solchen Fällen auch nur mit Wasser kocht, und wenn diese Leute sich in seinem Vorzimmer anhäufen sollten, so werden sie durch die Hände der Assistenten befördert, um für die Fälle wichtigerer Thätigkeit Zeit zu gewinnen. Sie kehren dann heim, nachdem sie bei andern Spezialisten vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht haben, mit der unzufriedenen Meinung, es seien dort recht unliebenswürdige Leute in der Residenz, falls sie nicht in dem Bewußtsein Befriedigung finden, sich mit der ersten Autorität für ihren Fall in eine kostspielige Verbindung gesetzt zu haben. Es giebt Familien, von denen aus reiner Vornehmthuerei bei jeder Gelegenheit „der Herr Professor“ um Rat gefragt wird.

Diese Mode hat aber noch weitere häßliche Folgen. Die dem Hausarzte verheimlichte Befragung des Spezialarztes schließt für den Hausarzt außer der Rücksichtslosigkeit auch einen Mangel an Vertrauen ein, welcher manchen Arzt veranlassen wird, seine ärztliche Thätigkeit in derartigen Häusern überhaupt einzustellen. Erlangt der Mißbrauch aber weitere Verbreitung, so werden die

Ärzte es schließlich ganz bequem finden, in allen halbwegs ungewöhnlichen Fällen auf die Berufung eines Spezialisten zu dringen; sie sind dann aller Kämpfe und Sorgen ledig und waschen ihre Hände in Unschuld. Nach einigen Jahrzehnten wird es nicht mehr Ärzte genug geben, welche sich etwas ernstes zutrauen, der Stand wird in seiner Leistungsfähigkeit und in seiner Berufsfreundigkeit herunterkommen, und dann wird das Publikum über die untüchtigen Ärzte klagen, auf welche zurückzugreifen es doch in mancher Lage des Lebens nicht vermeiden kann.

Und die Spezialärzte? Die wachsen ja wie Pilze aus der Erde, es könnten ihrer viele infolge von Überbürdung frühzeitig altern, ohne daß man um ihren Ersatz sonderlich besorgt zu sein brauchte. Aber ein verschwenderischer Verbrauch unsrer ersten medizinischen Größen ist eine ernstere Sache. Man muß sie nur gesehen haben, diese Meister der Kunst, wie sie, in den kurzen Pausen ihrer aufreizenden Thätigkeit nervös abgesspannt und sich nach Ruhe sehnend, immer wieder in den Dienst der Menschheit hinausgezogen werden, wo jeder Kranke, nur von seinen eignen Interessen erfüllt, mit seinen Leiden und Klagen den Vielbegehrten am liebsten für sich ganz allein in Anspruch nehmen möchte, während es doch so viel schwerere Leiden zu lindern giebt. Ein Mißbrauch dieser kostbaren Kräfte ist tief zu beklagen und nur dadurch zu vermeiden, daß man seinen Hausarzt über die Notwendigkeit einer solchen Befragung entscheiden läßt. Erscheint es aber aussichtslos, ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen dem Arzte und dem Kranken zu begründen, dann gebe man es ganz auf, und zwar lieber heute als morgen, denn eine Trennung ist unter diesen Umständen eine Erlösung für beide Teile.

Daß ärztliche Verordnungen gewissenhaft befolgt werden müssen, wird jedem einleuchten, und doch erlebt man in diesem Punkte die wunderlichsten Dinge. Eine falsche Vorstellung von dem, was eine Arznei wirken soll und kann, liegt manchem Irrtum zu Grunde. Wenn jemand schon nach dem ersten Eßlöffel der gegen ein altes, eingewurzeltcs Übel verschriebenen Mixture erhebliche Besserung gespürt haben will, so ist dies ebenso thöricht, als wenn eine medicinbedürftige Dame die ihr verordneten gänzlich harmlosen Tropfen beiseite stellt, weil sie entschieden zu scharf seien und ihr furchtbares Herzklopfen verursacht haben. Nicht selten werden ärztliche Anordnungen aus Zerstreuung oder in der Aufregung über den Krankheitszustand gar nicht ordentlich erfaßt. Manche Leute sind in ihrer Angst wirklich wie geistesabwesend und vermögen sich dann die einfachsten Vorschriften nicht einzuprägen. Geistige Schlassheit und Nachlässigkeit kommen häufig hinzu. Einem Kinde werden Wasserumschläge um die Brust verordnet, sie werden aber nicht gemacht, weil die Mutter aus dem Schreien ihres Kindes beim ersten Umschlage sofort schließt, daß sie gewiß nachtheilig sein würden. Bei einem Säugling handelt es sich um die Frage, ob das Kind bei der bisherigen Nahrung noch zunimmt. Der Arzt macht seine

weitere Maßnahmen von der Wage abhängig und verspricht in acht Tagen wiederzukommen, um die Ergebnisse der Wägungen zu erfahren. Er kommt und muß von der den besten Ständen angehörigen Mutter die Antwort vernehmen: „Ach, das Wägen habe ich ganz vergessen, aber heute Nachmittag werde ich gleich damit anfangen.“ Man erwartet vom Arzte bestimmte Diätvorschriften, und doch wird nichts schlechter befolgt als gerade diese. Daß manche Leute nicht willensstark genug sind, auf den gewohnten Genuß von Kaffee, Bier oder Zigarren zu verzichten, ist bekannt. Gar den Kindern gegenüber ist man in dieser Beziehung von erstaunlicher Schwäche. Eine Mutter hat wegen eines Darmkatarrhs ihres Kindes vielleicht zu gleicher Zeit zu drei Ärzten geschickt und hält das gewiß für ein Zeichen großer Sorglichkeit, aber sie ist außer stande, ihrem Lieblinge das Stück verbotenen Kuchens aus der Hand zu nehmen. Ein andres Kind hatte die Ruhr, die Mutter wurde dringend gewarnt, ihm außer der bestimmt vorgeschriebenen Nahrung irgend etwas andres zu reichen. Am nächsten Morgen fand ich den Kleinen mit einem Bissen roher Gurke im Munde. „Ach, ich dachte, das bißchen Gurke könnte doch nichts schaden,“ war die Antwort der Mutter auf meine entrüsteten Vorhaltungen. Viele Menschen haben eine wahre But, Kindern Leckerbissen zuzustecken. Thun es die Eltern nicht, so finden sich gute Onkel und Tanten, und namentlich die Kinderfrauen sorgen dafür, daß die Kleinen hier ein „Bonbon,“ dort eine vielleicht noch unreife Pflaume in das Mäulchen gesteckt bekommen. Ja selbst wildfremde Leute können der Versuchung nicht widerstehen. Sind die Kinder, mit denen das Kindermädchen durch die Straße zieht, „niedlich,“ und ist gar das Kindermädchen ebenfalls „niedlich,“ so darf man sich nicht wundern, wenn ihnen in einer halben Stunde von Nachbarnleuten und Kaufmannslehrlingen alles mögliche Naschwerk zur sofortigen Vertilgung eingehändigt wird. Zu Hause wird natürlich nichts davon erzählt, und etwaige böse Folgen werden den Zähnen oder den beliebten Erkältungen in die Schuhe geschoben.

Eine nie versiegende Quelle von Verdrißlichkeiten für den Arzt ist die mangelnde Rücksicht auf seine Zeiteinteilung. Jeder Arzt wird sich bei Tag oder Nacht von der Arbeit oder aus heiterer Gesellschaft ohne Murren abrufen lassen, um bei Unglücksfällen oder plötzlichen schweren Erkrankungen Hilfe zu leisten. Wenn ein Straßenjunge an der Nachtglocke zieht, um den Arzt zu foppen, so wird dieser das Unvermeidliche mit Würde tragen. Und wenn, wie es ein Bekannter in einer kleinen Stadt erlebte, des Morgens um zwei Uhr ein Holzschläger, der in den Forst auf Arbeit geht, den aus dem Morgenschlummer geweckten Arzt bittet, er möchte doch, wenn er „heute“ ausginge, zu seinem seit zwei Tagen krank liegenden Schwager mit herankommen, so wird man wenigstens Verständnis für den Humor der Lage haben. Aber für die laufenden Berufsgeschäfte muß eine strenge Zeiteinteilung eingehalten werden, wenn die Stunden nicht nutzlos vergeudet werden sollen. Die Sprechstunde

halten viele nur für eine Einrichtung im Interesse des Publikums, damit sich dieses keine vergeblichen Wege macht. Es wird aber vergessen, daß es auch eine Zeitersparnis für den Arzt ist, wenn sich in seinen Sprechstunden alle zusammenfinden, welche hier überhaupt abgefertigt werden können. Findet der Arzt jederzeit, sobald er sich zu Hause blicken läßt, immer wieder einen Kranken vor, so wird er ebenso oft aus der beabsichtigten Bahn herausgedrängt, wenn er sich nicht grundsätzlich außerhalb der festgesetzten Stunden verleugnen lassen will.

Besuche außer dem Hause sollten, wenn irgend möglich, des Morgens vor dem ersten Ausgange bestellt werden, da der Laufzettel für jeden Tag selbstverständlich nach topographischen Rücksichten aufgestellt wird. In hohen und niedrigen Kreisen giebt es aber zahlreiche Menschen, welche sich für berechtigt halten, diese Ordnung in jedem Augenblicke zu durchbrechen. Diese schicken, wenn es ihnen gerade einfällt, zum Arzt und nötigen ihn, vielleicht zum dritten male an diesem Tage, dieselbe entfernte Gegend aufzusuchen. Ich sage: nötigen; das Strafgesetzbuch verpflichtet ihn freilich nicht mehr wie ehemals, wohl aber sein Pflichtgefühl, weil er vorher nie wissen kann, ob es sich unter den mancherlei aufschiebbaren Fällen diesmal nicht doch um eine eilige Angelegenheit handelt. Zum Überflusse pflegen solche unzeitige Bestellungen zu lauten: „Herr Doktor möchte doch gleich einmal zu Frau B. kommen.“ Natürlich, nachdem Frau B. sich zwei Tage lang ohne Arzt beholfen hat, soll er nun sofort zur Stelle sein. Beispiele solcher den meisten kaum bewußten Tyrannisirung ließen sich zu hunderten anführen. Ich wurde einst um Mitternacht zu einem mäsernkranken Kinde gerufen, weil sich der Husten im Laufe des Tages verschlimmert hatte. Als ich ein Rezept verschrieben hatte, fragte mich der Vater mit rührender Naivität: „Die Arznei hat wohl Zeit bis morgen früh, oder sollen wir sie heute noch machen lassen?“ An einem Weihnachtsabend holte mich ein Bahnarbeiter auf einem elenden Schlitten bei grimmiger Kälte über Land zu seinem Kinde. Bei meiner Ankunft verließ eben der Bahnarzt das Haus, welcher das Kind seit mehreren Tagen regelmäßig besucht hatte, dessen Verordnungen man aber gern einmal hinter seinem Rücken der Beurteilung eines andern unterziehen wollte. Am Krankenbette seinem Ärger Ausdruck zu geben, erschiene hart und ändert nichts. Mir blieb nur übrig, mir den weiten Rückweg zu meiner Familie mit recht gemischten Weihnachtsbetrachtungen zu verkürzen.

Zu den unzeitgemäßen „Konsultationen“ gehört auch das Ausfragen eines Arztes bei geselligem oder sonstigem Zusammentreffen, wie es in dem Lustspiel „Doktor Klaus“ so hübsch gegeißelt ist. Manche glauben, den Arzt damit interessant zu unterhalten, andre wollen ihn nur über die Ansichten eines Kollegen aushoren; die wenigsten wollen wirklich ernstlichen Gebrauch von dem machen, was sie da erfahren.

Tief in der menschlichen Natur steckt noch immer der Glaube an Wunderbares. Längere Zeit ohne Arznei auf diätetisches Verhalten angewiesen zu

sein, darf man nur wenigen zumuten, weil der in der Apotheke zubereiteten Arznei mehr Wirkung beigemessen zu werden pflegt, als der einfachen Beobachtung einer gesundheitsmäßigen Lebensweise. Namentlich giebt es nicht viele Kranke, welche in langwieriger Krankheit die nötige Charakterstärke besitzen, um auf die Dauer den Verlockungen von Kurpfuschern zu widerstehen. Sie würden lächeln, wenn sie hörten, daß jemand sein Thürschloß vom Bäcker ausbessern oder seinen Hausbau einem Winkelkonsulenten übertragen wolle, und so lange sie persönlich unbeteiligt sind, geben sie gern zu, daß die Kurpfuscherei viel Unheil anrichte. Aber scheint eine Zeitungsanzeige oder ein Bericht über angeblich glänzende Kurpfuschererfolge auf ihren seit langer Zeit ohne rechte Besserung sich hinschleppenden Fall zu passen, so fallen sie doch dem Charlatan, dem Naturheilkünstler anheim oder lassen sich die Nase von einer alten Frau besprechen.

Kranken, die nach Genesung schwachen und jeden Schimmer von Hoffnung begrüßen, ist ja vieles nachzusehen. Aber ihre Angehörigen sollten sie von solchen falschen Wegen zurückhalten, und einflußreiche Personen sollten nicht, wie es leider auf dem Lande vorzüglich von Geistlichen und Lehrern und von einzelnen Mitgliedern selbst der höchsten Gesellschaft zuweilen fast gewerbsmäßig betrieben wird, einer solchen Verwirrung der Begriffe Vorschub leisten. Und doch wird in diesem angesehenen Hause ein altes Familienrezept gegen Magenkrebs, von jener vornehmen Dame ein aus verkohlten Elstern bereitetes Mittel gegen Epilepsie gern verabreicht. Was denkt man sich wohl dabei, wenn man sogar das Interesse des Arztes für solche Mittelchen in Anspruch zu nehmen sucht?

Leider wird diese Verwirrung auch von entgegengesetzter Seite durch eine Erscheinung vermehrt, von der man eher eine Aufklärung erwartete. Ich meine die zunehmende Neigung zur Popularisirung der Heilkunde durch eine Literatur, welche dem laienhaften Drange, in bisher verschlossene Gebiete des Wissens und Könnens einzudringen, entgegenkommt. Da werden die Mütter belehrt, wie Masern oder Scharlach sich äußern, wie man eine im Anzuge begriffene Diphtheritis erkennt und welche Arzneien bis zur Ankunft des Arztes angewendet werden müssen, damit doch ja im Anfange der Krankheit nichts versäumt werde. Ein Mediziner studirt neun oder zehn Semester, und nachdem er alle Prüfungen glücklich bestanden hat, steht er doch noch oft genug befangen vor einfachen Fällen seiner jungen Praxis, weil ihm die Übung fehlt. Und eine um ihr eignes Kind besorgte Mutter glaubt man durch das Lesen eines Buches soweit medizinisch bilden zu können, daß sie durch das Labyrinth aller der wechselnden und vieldeutigen Krankheitsanzeichen sich zu der Klarheit der Auffassung durchzuarbeiten vermag, um nützlich zu handeln? Nein, entweder Sorglosigkeit oder maßlos übertriebene Angst ist die Frucht dieser Lektüre. Ob ihr Kind überhaupt krank ist, wird jede Mutter auch ohne besondre Belehrung erkennen, sie

stecke das Kind ins Bett und setze es auf knappe Kost, daran lasse sie sich bis zum Erscheinen des Arztes genügen. Sie mag sich inzwischen mit der Erfahrung beruhigen, daß jedes Ding Weile haben will. Eine Krankheit kann sich schnell entwickeln, aber einige Stunden haben denn doch, wenn es sich nicht gerade um Cholera handelt, keine solche Bedeutung, daß inzwischen ein medizinisches Einschreiten gebieterisch gefordert würde. Man bedenke nur, daß bei den ansteckenden Krankheiten zum Beispiel, wenn wir die ersten Störungen des Wohlbefindens bemerken, der böse Feind oft schon seit Stunden oder gar Tagen mitten im Lager ist, und daß davon keine Rede sein kann, ihn etwa noch rechtzeitig zu verschrecken. Auch darf man die Zeitdauer nicht unterschätzen, die ein selbst recht frühzeitig verabreichtes Arzneimittel im günstigsten Falle bedarf, um überhaupt eine Wirkung zu äußern. Selbst der infolge eines plötzlichen Schüttelfrostes, wie er manche schwereren Krankheiten einleitet, in Eile herbeigerufene Arzt wird oft auch nur in der Lage sein, das Kind für krank, vielleicht für sehr krank zu erklären, ohne zu wissen, welche Krankheit in der Entwicklung begriffen ist. Man kann sich denken, daß die unter solchen Umständen zur Anwendung gebrachten Mittel nicht gerade zu den heroischen gehören werden, und auch gegen das kaum erst entstandene Fieber einzuschreiten, wird der Arzt meistens weder imstande noch geneigt sein, und wenn er offen sein darf, sich auch nicht den Anschein geben, als wäre es anders.

Über den Bau und die Berrichtungen des gesunden menschlichen Körpers möge sich jeder Gebildete einigermaßen unterrichten und die Lehren der Gesundheitspflege sich nach Kräften zu eigen machen. Das wird viel Segen bringen und kaum Schaden anrichten können. Aber die sogenannte Symptomatologie, die Lehre von den Anzeichen der Krankheiten, und die Behandlung der Krankheiten überlasse man denen, die es verstehen.

Wer es nicht erfahren hat, macht sich keine Vorstellung von der Verwirrung, welche die bestgemeinten allgemeinen Erfahrungen der Art anzurichten imstande sind. Der zu einer sachlichen Kritik nicht befähigte Leser bekommt es fertig, in seinem gedruckten Ratgeber ein Blatt zu überschlagen, ohne es nur zu bemerken. Ich habe es erlebt, daß ein halbwegs gebildeter Mensch sein kränkliches kleines Kind, dem nach seinem Lehrbuche warme Bäder gut thun mußten, in Wasser von 18 Grad R. badete, weil diese Temperatur an einer Stelle, wo von Flußbädern die Rede war, als warm bezeichnet war.

Die modernste Blüte der populären Medizin (den deutschen Ausdruck „allgemein verständlich“ vermeidet man, weil der innere Widerspruch darin gleich zu Tage träte) ist die Samariterschule. Aus dem schönen Gedanken, daß jeder gute Mensch den Drang empfindet, einem verunglückten Mitmenschen beizuspringen, und aus der Überzeugung, daß auch Laien in richtiger Hilfsleistung mit Erfolg unterwiesen werden können, ist der Esmarshsche Samariterdienst bei uns hervorgegangen. Segensreich wird dieser aber nur wirken, wenn er

seine Kräfte auf die Fälle offenbarer Gefahr, in denen und so lange ein Arzt nicht zur Stelle ist, beschränkt, also auf plötzliche Verunglückungen durch Ertrinken, Kohlendunst und dergleichen. Die wichtige Mahnung: Nur nicht schaden! mögen sich alle Samariter als erste Regel tief in ihr opferfreudiges Herz schreiben und nie die ihnen gezogene Grenze überschreiten, wenn die naheliegende Versuchung an sie herantritt, sich in unberufner Geschäftigkeit um einen Kranken zu bemühen. Denn hieran knüpfen sich die ernstesten Bedenken, welche von vielen Seiten und besonders aus ärztlichen Kreisen gegen die Samariterschulen erhoben worden sind. Chirurgische Kenntnisse im Kopfe eines Laien bleiben ein zweischneidiges Schwert, und nicht ohne Grund fürchtet man, daß der Samariter mit seinem Diplom in der Tasche in falscher Schätzung seiner Leistungsfähigkeit zum Unheil des Betroffenen sich an Dinge macht, welche seinen Gesichtskreis übersteigen.

Wie schwer es übrigens ist, auch auf einem möglichst eng umschriebenen Gebiete richtig zu handeln, dürfte einleuchten. Ich erzähle dafür nur ein schlagendes Beispiel: Auf einem Tanzboden wurde ein junger Mann durch einen tiefen Stich in den rechten Oberschenkel verwundet, welcher die große Pulsader geöffnet hatte. Als ich hinzukam, war der dem Verbluten nahe Mann von vier Kameraden umgeben, welche keine Hand zur Hilfsleistung gerührt hatten, obgleich sie bezüglich des in solchen Fällen rettenden Handgriffs (Zusammendrücken der Pulsader) in einem kurz zuvor beendeten längern Samariterkursus sämtlich eingehend unterwiesen worden waren. In solchen Augenblicken fehlt eben leider nur zu oft die kaltblütige Geistesgegenwart, welche lediglich durch lange Übung in wirklicher — nicht nur bei Prüfungen angenommener — Gefahr gewonnen werden kann, um das richtige Mittel mit klarem Auge zu erkennen und mit sicherer Hand ohne Zaudern anzuwenden. Es dürfte nützlich sein, einmal auf die praktischen Schwierigkeiten einer Sache aufmerksam zu machen, welche augenblicklich von der Gunst weiter Kreise getragen wird, damit das zweifellos Gute dieser Bestrebungen möglichst rein zur Wirkung gelangt. Täuscht man sich über diese Schwierigkeiten oder weiß man den daraus entspringenden Gefahren nicht zu begegnen, so muß man sich auf eine den Schlachtenbummlern ähnliche Erscheinung gefaßt machen. S. Trojan hat kürzlich die wilden Mediziner und Geheimmittelschwindler, welche aus der äußersten Not der Menschen die besten Geschäfte machen, mit dem Namen „Sanitätsstrolche“ gebrandmarkt. Es wäre traurig, sollte der edle und uneigennützig Samariterdienst ebenfalls durch unlautere Elemente verunziert werden.

Nur kleine Geister werden annehmen, daß die vorstehenden, von ärztlicher Seite ausgehenden Mahnungen auf engherzige Standesrücksichten zurückzuführen seien. Hier wie in allem, was ich über das Verhältnis zwischen dem Kranken und dem Arzte auszusprechen mich veranlaßt gesehen habe, steht das Wohl des ersteren immer im Vordergrunde, und wo es etwa schien, als wenn der Be-

haglichkeit des Arztes das Wort geredet würde, möge man bedenken, daß auch die gute Stimmung des Arztes am letzten Ende dem Kranken zu Gute kommt.



Die Weimarer Gesamtausgabe von Goethes Werken.

Von Heinrich Dünker.



Vor sechzig Jahren sahen Goethes Verehrer erwartungsvoll dem Erscheinen der ersten Lieferung seiner „Ausgabe letzter Hand“ entgegen, die nach der Ankündigung nicht nur „manches bisher zerstreut und außer Zusammenhang Gedruckte in ästhetischem, rhetorischem, grammatischem Sinne annehmlicher gemacht,“ sondern auch Ungedrucktes bringen sollte, nämlich alles, was vorerst der Mitteilung wert erschienen habe, wobei seine Freunde „für übereinstimmende Rechtschreibung, Interpunktion und was sonst zu augenblicklicher Verdeutlichung nötig wäre,“ möglichst sorgen würden. Leider sollte trotz des besten Willens des Dichters und der Anstrengung Niemers, Eckermanns und Göttings dieses Ziel nicht erreicht werden; dazu wäre eine ununterbrochene Thätigkeit der Redaktoren statt einer zeitweiligen, auf eine Reihe von Jahren verteilten, die strengste Überwachung des Satzes und Druckes und besonnene Erwägung der vorgeschlagenen Änderungen nötig gewesen, während die Redaktion nur eine Nebenbeschäftigung mehrerer war und manche augenblickliche Vorschläge vom Dichter oft vorschnell genehmigt wurden, was er später zuweilen bereute; hatte er sich doch sogar einmal an der Stelle des einzig berechtigten Horaz den Properz und besonders in den ersten Bänden häufig die starke Form des Genetivs des Beiwortes, wie köstliches Sinnes, edles Steines, gegen seinen eignen Gebrauch von Götting aufdrängen lassen. Auch mußte er es erleben, daß der Verleger seine wohlbedachte Anordnung, deren Begründung die Ankündigung angedeutet hatte, aus Rücksicht auf möglichst gleichen Umfang der Bände durchbrach. Seinen Ärger über diese Willkür, durch welche die epischen Gedichte samt „Pandora,“ statt auf die Theaterstücke zu folgen, an das äußerste Ende hinter alle prosaischen Schriften traten, sprach er gegen Boisseree aufs schärfste aus. Der Text selbst ist teils durch Nachlässigkeit der Redaktoren, teils durch Schuld der Druckerei von der versprochenen Reinheit und Gleichmäßigkeit gar weit entfernt. Noch vor dem Tode des Dichters gab Götzinger, damals Professor der deutschen Literatur in Schaffhausen, seinem Unwillen über diese Ausgabe letzter Hand den bittersten Ausdruck. Die Satzzeichnung, bemerkte er, sei „fast furchtbar“ zu nennen, überhaupt herrsche in der Korrektur dieser mit so großem Pomp als vollendet angekündigten Aus-